

DOI: 10.61037/TVA00035

Dieses Kapitel ist Teil der Publikation, Christina Haas, Torsten Korte, Anne-Catherine Schröter, Harald R. Stühlinger, *Boom. Baukulturen in der Schweiz 1945–1975*, Triest Verlag, Zürich 2026.

Die vorangegangenen Ausführungen sind der Versuch, die durch die Zeit der Boomjahre ausgelösten Veränderungen der gebauten Umwelt erstmals für die ganze Schweiz umfassend in den Blick zu nehmen und in holistischem Sinne Aussagen zu den Baukulturen der Nachkriegsjahre zu treffen. Zentral ist dabei die Auffassung von Baukultur als einem engen Zusammenspiel von Prozessen, Diskursen in einem komplexen Netzwerk von Akteur:innen sowie verschiedenen internationalen, nationalen und regionalen Einflüssen und Umständen, deren Resultat die gebaute Umwelt ist. Die Betrachtung entlang der drei Massstabsebenen Territorium, Region und Stadt ermöglicht es einerseits, räumliche und kulturelle Zusammenhänge in der gebauten Umwelt besser sichtbar zu machen. Andererseits können so teils nur subtil wahrnehmbare regionale Gemeinsamkeiten und Unterschiede über die Schweiz hinweg vergleichend untersucht werden.

Über Baukulturen und Netzwerke

Die Methode, die dieser Arbeit zugrunde liegt, eröffnet eine Perspektive auf die gebaute Umwelt, die bisher noch zu wenig beachtete Aspekte von Baukultur in den Fokus rückt. Sie fragt – anders, als dies in der Architekturgeschichtsschreibung häufig der Fall ist – nicht nach besonderen Leistungen des Baugeschehens, sondern ist bestrebt, grundsätzlich alle Akteur:innen, Faktoren und Umstände, die sich auf die Baukulturen dieser Zeit ausgewirkt haben, gleichermassen zu berücksichtigen. Dies beinhaltet explizit auch Bauschaffende sowie Auftraggeber mit einem umfangreichen Œuvre, deren Bauwerke in den Schweizer Städten, Agglomerationen und Landschaften zwar markante Spuren hinterlassen haben, die jedoch – wenn überhaupt – nur marginal in zeitgenössischen und retrospektiven Diskursen und Darstellungen behandelt wurden und werden. Architekt:innen oder Ingenieur:innen, deren Bauwerke zu ihrer Entstehungszeit nicht in den einschlägigen Fachmedien besprochen wurden, werden in der Regel auch zwanzig, fünfzig

oder hundert Jahre später kaum gewürdigt. Stattdessen geraten sie und ihr Einfluss auf die gebaute Umwelt immer mehr in Vergessenheit, je mehr Zeit vergeht. Es bestehen – aus verschiedenen Gründen – bestimmte Tendenzen und Präferenzen dafür, welche beziehungsweise wessen Bauwerke diskutiert, publiziert und rezipiert werden. Einer dieser Gründe sind Beziehungsnetzwerke, die zwar oftmals schwer zu rekonstruieren sind, aber nicht vernachlässigt werden sollten. Es wird dabei nicht nur bewertet, *ob*, sondern auch, *wo* Bauwerke und ihre Autor:innen publiziert wurden. Berichte in Zeitschriften wie dem *Werk* gelten dabei als relevanter – und als qualitätsvoller – für den Architekturdiskurs als diejenigen, die etwa in der *Schweizerischen Bauzeitung* oder im *Schweizer Journal* veröffentlicht wurden. Diese Hierarchisierung lässt sich auch an anderen Aspekten beobachten: Die Absolvent:innen der eidgenössischen technischen Hochschulen werden so beispielsweise manchmal als kompetenter dargestellt als die von Fachhochschulen. Darüber hinaus nimmt der Berufsverband BSA (Bund Schweizer Architektinnen und Architekten) lediglich solche Architekt:innen auf, die «beachtenswerte Leistungen auf dem Gebiet der Architektur, des Städtebaus und der Raumplanung erbracht haben»⁵⁷⁵, während der SIA (Schweizerischer Ingenieur- und Architektenverein) alle Architekt:innen und Ingenieur:innen repräsentiert. Die Wertung dieser Medien, Institutionen und Verbände führt zusammen mit weiteren Rahmenbedingungen zu einem Kanon der Geschichtsschreibung, in dem einige wenige Akteur:innen viel Beachtung erhalten, während die meisten unterhalb des Radars der Aufmerksamkeit bleiben. Dies hat nicht zuletzt bis heute einen Einfluss auf die Wahrnehmung des gebauten Raums und indirekt auch auf das Baugeschehen. Gleichzeitig ist der Fokus auf einzelne herausragende Personen – in der Regel Architekt:innen und allenfalls noch einige Ingenieur:innen – auch deshalb problematisch, weil so das vielgestaltige Akteur:innen-Netzwerk, bestehend aus Einzelpersonen, Institutionen und Firmen, unterschlagen wird, das gerade an den für

die Nachkriegsjahre typischen Grossbauprojekten beteiligt war und deren Projektierung und Ausführung massgeblich mitgestaltete. Insbesondere die Leistungen von Frauen im Baugeschehen der Boomjahre sind dabei nicht sichtbar, vor allem deshalb, weil sie nicht den Männern gleichberechtigt Büros leiten und Aufträge annehmen und ausführen konnten. Die Leistungen solcher Frauen, die entweder in Planungsbüros mitgearbeitet oder diese sogar – oft gemeinsam mit ihrem Ehemann – geführt haben, umfassend aufzuarbeiten, ist ein bestehendes Forschungsdesiderat.⁵⁷⁶

Die konventionelle Hierarchisierung und Kanonisierung, die nach bestimmten Kriterien einzelne Personen im Sinne einer «Meistererzählung» privilegiert, lässt sich ebenso im Bereich von Bautypen und Bauaufgaben beobachten. Während klassische Aufgaben des Hochbaus wie Wohnbauten, Schulen, Bürogebäude oder Poststellen besondere Aufmerksamkeit erhalten, werden technische Infrastrukturbauwerke – und die mit ihnen verbundenen Berufsgruppen – in der Architekturgeschichtsforschung nicht in einem ihrer Relevanz und Präsenz in der gebauten Umwelt entsprechenden Masse berücksichtigt und medialisiert. Der Mangel diesbezüglicher Publikationen hat nicht zuletzt auch eine Auswirkung auf die Fachmeinung und die öffentliche Wahrnehmung. Bauten, über die man nichts weiss, erscheinen irrelevant.

Das umfassende, nicht normativ-hierarchisierende Verständnis von Baukultur lässt sich besonders gut mit den Ansätzen der Akteur-Netzwerk-Theorie verbinden. Die holistische Perspektive, die sich daraus ergibt, umfasst grundsätzlich alle an der Entstehung und Nutzung der gebauten Umwelt beteiligten Personen, aber geht noch weiter, indem auch die Bauten selbst als agierende Anteile des grossen Baukultur-Netzwerks angesehen werden. Eine vollumfängliche Detailuntersuchung und Beschreibung der vielfältigen Vernetzungen ist dabei weder möglich noch notwendig. Es wird dennoch deutlich, dass diese Perspektivverschiebung imstande ist, ein differenziertes Bild der gebauten Umwelt zu skizzieren,

das umfassender und näher an der komplexen, vielschichtigen Realität liegt als die Modelle, die etwa eine auf namhafte Architekt:innen fokussierte Architekturgeschichtsschreibung entwirft.

Dies ist aus zwei Gründen wichtig: Erstens wird so die Lebensrealität vieler Menschen stärker in die Betrachtung einbezogen. Denn nur eine Minderheit lebt in einem Baudenkmal von herausragender historischer Bedeutung oder in einem mit Architekturpreisen ausgezeichneten Bauwerk. Die Mehrheit hingegen wohnt in scheinbar gesichtslosen Grossüberbauungen oder Einfamilienhaussiedlungen in der Agglomeration, arbeitet in Bürobauten oder Industriearealen, die als ungestaltet gelten, und pendelt auf dem Weg dazwischen durch infrastrukturell geprägte Landschaften. Dieser vermeintlichen Anonymität und Gleichförmigkeit der gebauten Umwelt können Geschichten und Bilder entgegengestellt werden, die diese stereotype Betrachtungsweise aufbrechen. Zweitens sind es gerade diese scheinbar gesichtslosen, massenhaft in der Schweizer Landschaft stehenden Bauwerke der Nachkriegsjahre, die im 21. Jahrhundert von Abbruch und starken Umbaumassnahmen betroffen sind, was nicht nur aus kultureller und historischer, sondern auch aus ökologischer Sicht ein Verlust ist. Verschärft stellt sich dies dar, wenn dieser Verlust vor dem Hintergrund einer Nachhaltigkeitsdebatte geführt wird. Der Entwicklungsdruck, unter dem die Bauten der Nachkriegsjahre stehen, hängt dabei eng zusammen mit einer Abwertung ihrer Ästhetik und einem generellen Unbehagen diesen Bauten gegenüber, dessen Ursprünge in der Folge ergründet werden. Ihr teils schlechter baulicher Zustand steht nicht selten mit einer fehlenden Wartung und Pflege während des Betriebs in Verbindung, was auf eine geringe Wertschätzung der Bauten durch die Eigentümer:innen zurückzuführen ist. Der Unterhaltsunterlass führt in vielen Fällen zu grösseren Umbaumassnahmen oder gar zu einem Abbruch-Neubau, was durch stetige Investitionen hätte vermieden werden können.

Infrastrukturbauten im Spannungsfeld zwischen Unsichtbarkeit und visueller Dominanz

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der Grundstein gelegt für eine global vernetzte Gesellschaft. Technischer Fortschritt und Wohlstand brachten unter anderem Telefon, Fernseher, Waschmaschine, Staubsauger und weitere Geräte in die einzelnen Haushalte. Damit ging einerseits eine Modernisierungseuphorie einher, andererseits entstand auch eine Abhängigkeit von grossen technischen Infrastrukturen, die das Landschaftsbild der Schweiz nachhaltig prägten. Darüber hinaus entwickelte sich zu einem gewissen Grad ein Gefühl von Kontrollverlust, denn die alltäglichen Handlungen und Aktivitäten der Menschen stützten sich auf den stetigen Ausbau dieser Infrastrukturen, deren Vorhandensein und Aussehen aber – wenn überhaupt – nur in Ausnahmefällen von den Nutztragenden dieser Bauten gestaltet werden konnte.

Die Betrachtung der territorialen Infrastrukturbauwerke im Hauptteil dieser Arbeit konnte zeigen, dass die grossen Bauwerke der Autobahnen, Kraftwerke oder Sendetürme die Umwelt in wesentlichem Masse baulich dominieren und die Wahrnehmung der Landschaften beeinflussen.

Obgleich technisch-funktionale Anforderungen im Zentrum stehen und das Aussehen der Bauten determinieren, wurden die Gestaltung und die Ansprüche an die Form der Infrastrukturen nicht immer nur nachrangig behandelt. So wurden rein ästhetische Parameter in die Entwurfsprozesse einbezogen, beispielsweise für eine möglichst «harmonische» Einbettung in die umgebenden Landschaften. Dies führte unter anderem zu einer Bepflanzung entlang von Nationalstrassen, zu einer Abschrägung von monumentalen Volumina oder zu Farbanpassungen der Fassaden an die Umgebung. All diese Parameter sind für die visuelle Wirkung von technischen Infrastrukturbauwerken in erheblichem Masse mitverantwortlich.

Diese Publikation liefert eine Übersicht zu den grossen Infrastrukturnetzwerken und ihren Bauten, wobei weiterhin ein Forschungsdesiderat zur vertieften, qualitativen Darstellung von Bautypen wie Kernkraftwerken, Raffinerien, Nationalstrassen, Telefonzentralen und Sendetürmen besteht. Auch konnten Bautypen identifiziert werden, zu denen qualitative Darstellungen noch nahezu gänzlich fehlen, wie Zollhäuser bei Grenzübergängen oder unterirdische Zivilschutzanlagen. Diese Bauten stehen in der Öffentlichkeit in einem Spannungsfeld von Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit, deren Übergänge graduell sind. Lediglich wenige Bauten sind tatsächlich unsichtbar, etwa weil sie vollständig oder mehrheitlich unter der Erde liegen. Viele Bauwerke stehen zwar sichtbar im gebauten Raum, sind aber nur schwer zugänglich und einsehbar oder gänzlich anonym, sodass sie ohne ein spezifisches Fachwissen kaum als Infrastrukturen wahrgenommen werden können. Die Leuchttürme der Infrastrukturnetzwerke sind dagegen jene Bauten, die als Knotenpunkte weithin sichtbar die Landschaften dominieren. Sie sind als Sendetürme auf Hügeln oder als Stau-mauern von Wasserkraftwerken zahlreichen Menschen – auch ohne Fachwissen – vertraut und ihre Funktion ist ebenfalls vielen bekannt. Hinter diesen Landmarken liegen aber wesentliche Teile der Netzwerke, die für deren Funktionieren zentral, aber ganz oder teilweise unsichtbar sind, weil sie unter der Erde verborgen oder an abgelegenen Orten für die Öffentlichkeit kaum zugänglich sind. Beispiele sind die in hochalpinen Lagen situier-ten Wasserkraftwerke mit ihren grösstenteils unterirdisch verlegten Wasserleitungen

, aber auch die sich unterirdisch über die ganze Schweiz erstreckenden Schutzräume oder unter den Strassen verlaufende Kabelschächte

. Aufgrund der grossen territorialen Dimensionen sind die Netzwerke überdies nie als Ganzes überblick- oder erfahrbare, sondern können im gebauten Raum immer nur in Ausschnitten wahrgenommen oder über abstrahierte Darstellungen in Plänen oder Diagrammen in ihrer Gesamt-

heit präsentiert werden. Einen besonderen Fall stellen in diesem Zusammenhang grossmassstäbliche Areale wie die von Rangierbahnhöfen, Flughäfen, Kehrlichtverbrennungsanlagen oder Raffinerien dar. Sie sind zwar durchaus sichtbar und prägen ganze Landschaftsbereiche, sind jedoch oftmals wegen der Grenzen und Unterbrechungen, die sie im Raum darstellen, und weil sie nicht öffentlich begehbar sind, in ihrer Gesamtheit räumlich nicht fassbar.

Hinzu kommt, dass etliche technische Infrastrukturen, insbesondere Bauten der Telekommunikation oder der Energieproduktion, für viele Menschen in ihrer Funktion nicht als solche identifiziert werden können. Daher sind sie, auch wenn sie im obigen Sinne nicht baulich unsichtbar sind, dennoch funktional unsichtbar beziehungsweise unlesbar. Die wichtige Funktion, die sie als Bestandteil der Infrastrukturnetzwerke erfüllen, und die Bedeutung, die sie für die gesamte Gesellschaft haben, sind ihnen nicht anzusehen. Stattdessen wirken sie aufgrund ihrer Gestaltung, aber auch aufgrund fehlender Informationen und Geschichten nahezu banal und sind nicht auf der kognitiven Landkarte der Bevölkerung präsent. Dies wird beispielsweise bei Telefonzentralen oder Umspannwerken deutlich, die sich sowohl in Stadtzentren als auch an peripheren Orten befinden und keinen öffentlichen Besucherverkehr haben, aber dennoch durch ihre Funktion Energiekonsum und Kommunikation erst ermöglichen und somit den Alltag der gesamten Gesellschaft prägen.

Sie agieren aus dem Verborgenen, da sie nicht visuell, sondern nur funktional präsent sind. Gleichzeitig nehmen diese Bauten, die für das soziale und ökonomische Zusammenleben fundamentale Aufgaben erfüllen, einen erheblichen Platz im gebauten Raum ein und verdienen deswegen eine vertiefte Betrachtung. Ihre Unlesbarkeit beziehungsweise Anonymität geht mit wenigen Informationen über die entsprechenden Bauten einher, da Publikationen und Archivunterlagen nicht oder nur in geringem Umfang vorhanden sind,

und stellt somit eine besondere Herausforderung für Forschende und Fachpersonen dar, wenn ein ganzheitliches Verständnis des gebauten Raums angestrebt wird.

Dass die Betrachtung bestehender grosser technischer Infrastrukturnetzwerke und die Analyse ihrer Entwicklung für die gegenwärtigen und zukünftigen Planungen relevant sind, zeigt sich daran, dass die technische Fundierung dieser Infrastruktursysteme nicht nur deren Entstehung bedingt, sondern in hohem Masse auch deren Wachstumsdynamik verstärkt und zu einer ständigen Leistungssteigerung führt.⁵⁷⁷ Das blosse Vorhandensein von Schnellstrassen zieht weiteren Autoverkehr an, der irgendwann anfängt, sich zu stauen, was einen zusätzlichen Ausbau der Strasseninfrastruktur nahelegt; ein funktionierendes Telefonnetz führt zu mehr Telefongesprächen und -anschlüssen und bedingt somit einen Ausbau oder Neubauten von Telefonzentralen und so weiter. In Kombination mit der hohen Interdependenz zu anderen sozialen Funktionssystemen hat dies zur Folge, dass sich eine gewisse Tendenz zu Verselbstständigung im Ausbau und damit in der Entwicklung und Gestaltung solcher Bauten bemerkbar macht, womit wiederum eine nicht zu unterschätzende Auswirkung auf die gebaute Umwelt verbunden ist. Die entstehende Abhängigkeitsbeziehung, die sich somit zwischen den Infrastrukturnetzwerken und ihren Nutzenden etabliert, hat gemeinsam mit dem starken, durch den Neu- und Ausbau der Netzwerke verursachten Wandel der Landschaften zu einem Unbehagen und immer wieder auch zu zivilgesellschaftlichen Protesten geführt.⁵⁷⁸

Massstabssprünge und massenhaftes Bauen

Ein signifikanter Teil der Bauten, die in den Boomjahren errichtet wurden, zeichnet sich durch eine bis dahin aussergewöhnliche Gebäudegrösse aus und stellt entweder neue Bauaufgaben oder eine massgebliche Veränderung bestehender Bautypen dar. Dazu gehören unter anderem Infrastrukturbauten, Wohnanlagen oder

Bürohochhäuser . Auch Bauten kleineren Massstabs, wie Einfamilien-, Ferien- oder Terrassenhäuser, die aber in grossen Mengen gebaut wurden , wirken landschaftsprägend und haben zu einer starken Siedlungsausweitung geführt. In diesem Aspekt wird eine monumentale Dimension der Bauwerke der Nachkriegszeit deutlich, die sich mit vergangenen Epochen zwar vergleichen lässt – man denke an Industrialisierung, Wachstum und Bauboom um die vorletzte Jahrhundertwende. Die Wahrnehmung eines sehr schnellen und durch technologischen Fortschritt getriebenen Wandels mit starken Auswirkungen auf die gebaute Umwelt war im Nachklang der ersten Industrialisierung und in den Boomjahren ähnlich. Das tatsächliche Baugeschehen der Boomjahre übertraf allerdings bei weitem jenes vergangener Epochen. Dass zu dieser Zeit Gebäude und Infrastrukturen in grossen Massen gebaut wurden, zeichnet sich bis heute in der gebauten Umwelt ab: So stammt allein rund ein Drittel der Wohnüberbauungen aus den Boomjahren. Dem Massenhaften wohnt dabei immer – im Gegensatz zum Einmaligen und Aussergewöhnlichen – eine gewisse Banalität beziehungsweise Belanglosigkeit inne. Bauten, die man vielfach in ähnlicher Form im gebauten Raum wiederfindet, werden deswegen schnell aufgrund ihrer Geläufigkeit ästhetisch abgewertet, wodurch nicht selten Finessen und Alleinstellungsmerkmale im Detail verkannt bleiben.

Es ist ausserdem anzumerken, dass die Bauten, die in der Schweiz von 1945 bis 1975 errichtet wurden, sich zu grossen Teilen in Form, Materialität und architektonischem Ausdruck von den Bauten, die bis dahin die gebaute Umwelt prägten, sichtlich unterscheiden. Die Gestaltung der gebauten Umwelt in den Boomjahren wurde durch die Prämissen des Funktionalismus massgeblich bestimmt, Ausnahmen bestätigen – wie immer – die Regel. Es wäre allerdings zu kurz gegriffen, das Aussehen der Bauten der Boomjahre allein architektonischen Strömungen zuzuschreiben, die Funktionalität und Schmucklosigkeit ins Zentrum stellen. Entscheidend sind darüber

hinaus ein grosses Mass an Pragmatismus sowie eine zunehmende Ökonomisierung und Industrialisierung des Bauens, die auch eng mit dem Wunsch nach einer kurzen Bauzeit einherging und unter anderem in der Vorfabrikation von Bauteilen sowie der Entwicklung verschiedener Bauprodukte – oftmals für ganze Gebäude – resultierte. Neben den materiellen und ästhetischen Merkmalen prägten diese letztendlich wirtschaftlichen und technischen Parameter die Kultur des Bauens in der Nachkriegszeit und trugen damit zum Wiedererkennungswert des Baubestandes der Boomjahre bei.

Die Menge der in den Jahren 1945 bis 1975 neu errichteten Bauten, der Massstabssprung in ihren Dimensionen, ihr schlichter architektonischer Ausdruck mit den dominierenden Materialien Beton, Metall und Glas sowie der wachsende Anteil an grossen technischen Infrastrukturen an der Bautätigkeit führten nicht nur dazu, dass die gebaute Umwelt sich in einem starken Wandel befand. Auch veränderte sich der Alltag der Menschen, die in diesen Landschaften lebten, in kurzer Zeit massgeblich. Der gestiegene Wohlstand für viele hatte einen erhöhten Konsum zur Folge, der nicht nur Ausstattungselemente und Konsumgüter wie den Fernseher im Wohnzimmer betraf, sondern auch die Entwicklung neuer Baugattungen – beispielsweise Shoppingcenter – mit sich brachte. Das Einkaufen fand nun vermehrt in diesen grossen Shoppingcentern statt, man bewegte sich über längere Distanzen mit dem Auto fort und auch die täglichen Begegnungen waren einem Wandel unterzogen, wenn viele Menschen neu in eine Wohnüberbauung in einer ehemals ländlich geprägten Umgebung zogen. Diese sozialen und gesellschaftlichen Veränderungen sind vielschichtig, werden aber gleichermassen durch die gebaute Umwelt beeinflusst, wie sie diese prägen. Dass ein Unbehagen in Zusammenhang mit einem starken Wandel auftreten kann und dass dieses Unbehagen mit der Gestalt der gebauten Umwelt verbunden wird, ist dabei nicht verwunderlich – es lässt sich über die Nachkriegsjahre hinaus auf andere Epochen übertragen und sich

in Ausschnitten über die Medialisierung der gebauten Umwelt untersuchen.

Zur Wahrnehmung der gebauten Umwelt

Die tiefgreifenden Veränderungen, welche die gebaute Umwelt seit den Nachkriegsjahren erfahren hat, wurden stets – werbend, propagandistisch, kritisch – medial begleitet. Wie Bauvorhaben in lokalen und nationalen Medien dargestellt wurden und werden, sagt etwas über die Baukultur der jeweiligen Zeit und Region aus. Auch die Tatsache, dass bestimmte Bauten nicht thematisiert werden, ist aussagekräftig und zeigt, dass diese entweder nicht bekannt waren oder als zu unbedeutend für eine Berichterstattung erachtet wurden. Wichtig ist dabei zu betonen, dass Artikel in Fach- und Tageszeitschriften, Berichte im Radio und Fernsehen sowie in Publikationen jeweils nur einen Teil der dominierenden Meinungsbilder widerspiegeln, bei dem es sich um belegbare Ausschnitte der gesamten vorherrschenden Meinungen handelt, über die vielleicht gesprochen wurde, die aber nie niedergeschrieben und publiziert wurden. Darüber hinaus wurden Diskurse auch in Form von informellen Gesprächen, formellen Sitzungen, zu denen es keine Aufzeichnungen (mehr) gibt, oder in anderweitigen Austauschformaten geführt. Der durch Archiv- und Literaturrecherche nachvollziehbare Teil dieser Diskurse kann dabei nicht mit einem allgemeinen Meinungsbild der Fachwelt und noch weniger mit dem der Bevölkerung gleichgesetzt werden, stattdessen handelt es sich um durch einzelne Kritiker:innen, Journalist:innen, Architekt:innen oder einflussreiche Institutionen geprägte Narrationen, die allerdings einen Einfluss auf weitere Meinungen und Diskurse geübt und daher die Baukultur in erheblichem Masse mitgeprägt haben. Das Studium von Berichten in Medien eröffnet trotz aller Einschränkungen weitere, über die gebaute Materie hinausreichende, aussagekräftige Perspektiven auf unterschiedliche Baukulturen.

Die Medialisierung der im Hauptteil dieser Arbeit in den Fokus genommenen exemplarischen Projekte und Bauten verdeutlicht, dass verschiedene Grundhaltungen und Positionen gleichzeitig und nebeneinander existierten. So gab es einerseits Berichte, die sich euphorisch über den Bauboom und die technischen Errungenschaften im Zusammenhang mit dem Bauwesen zeigten und denen ein selbstbewusster Zukunftsglaube sowie der Glaube an ein vermeintlich unendliches Wachstum innewohnten. Die französische Bezeichnung «Trente Glorieuses» drückt diese positive Stimmung der dreissig Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg aus, deren wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklungen nicht zuletzt zu materiellem Wohlstand für eine breite Mittelschicht führten. Dass dieser Aufschwung nicht unendlich fortbestehen konnte, wurde spätestens mit der 1972 publizierte und weithin rezipierte Studie *Grenzen des Wachstums. Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit* ein Jahr vor der ersten Ölpreiskrise deutlich. Darüber hinaus finden sich auch negative Darstellungen der Veränderungen der gebauten Umwelt, die – verbunden mit einer wachstumskritischen Haltung und der Sorge über den enormen Landverbrauch und die zunehmende Umweltverschmutzung – ein Unbehagen gegenüber den durch den Bauboom ausgelösten Entwicklungen ausdrücken. Dabei ist hervorzuheben, dass diese Meinungen zeitgleich bestanden und dass nicht zuletzt aufgrund negativer Berichterstattungen und kritischer Stimmen schon in den frühen Nachkriegsjahren Grossbauprojekte, insbesondere im Bereich der Energieinfrastrukturen, nicht immer realisiert werden konnten.

Dennoch ist nicht zu bestreiten, dass die kritischen Meinungen seit Ende der 1960er-Jahre und noch stärker ab den frühen 1970er-Jahren gegenüber den positiven Betrachtungen deutlich zunahmen. Dies lässt sich in der Tages- und Fachpresse ebenso nachvollziehen wie in diversen Publikationen: Rolf Kellers *Bauen als Umweltzerstörung*⁵⁷⁹ oder die Bildmappen *Alle Jahre wieder saust der Presslufthammer nieder*⁵⁸⁰ und *Hier fällt*

*ein Haus, dort steht ein Kran und ewig droht der Baggerzahn oder Die Veränderung der Stadt*⁵⁸¹ von Jörg Müller sowie *Die Landschaftsfresser*⁵⁸² von Jost Krippendorf und *Verwandelte Schweiz, verhandelte Schweiz?*⁵⁸³ von Erich Schwabe.

Diese Darstellungen reihten sich ein in einen seit Beginn der 1960er-Jahre stattfindenden internationalen Diskurs. So erschien beispielsweise in den USA Jane Jacobs *The death and life of great American cities*⁵⁸⁴, in Deutschland Wolf Jobst Siedlers *Die gemordete Stadt*⁵⁸⁵, gefolgt von Alexander Mitscherlichs *Die Unwirtlichkeit unserer Städte*⁵⁸⁶ sowie in Frankreich *Les erreurs monumentales*⁵⁸⁷ von Michel Ragon.

Dass Publikationen mit diesem Duktus ab den 1970er-Jahren vermehrt erschienen, lässt sich darauf zurückführen, dass die oben beschriebenen räumlichen und ästhetischen Auswirkungen des Baubooms, der in den 1950er-Jahren einsetzte und sich in den 1960er-Jahren intensivierte, nun verstärkt in ihrer ganzen Masse und Massstäblichkeit im gebauten Raum wahrzunehmen waren. Insbesondere Grossbauprojekte hatten nicht selten eine mehrere Jahre bis Jahrzehnte währende Planungs- und Bauzeit, weshalb die Resultate der starken Bautätigkeit erst zeitverzögert erkannt werden konnten. Das lässt sich im Übrigen auch auf die städtebaulichen und architektonischen Leitbilder und Ideen der Moderne übertragen, wie sie beispielsweise in den ersten Jahren der *Congrès Internationaux d'Architecture Moderne* (CIAM) vertreten wurden. So wurde zwar bereits 1933 auf dem vierten dieser Kongresse die funktionale (auch funktionelle) Stadt besprochen, die Ergebnisse wurden hingegen erst 1943, während des Zweiten Weltkriegs, formuliert und als *Charta von Athen* publiziert. Der Publikationszeitpunkt sowie die Auswirkungen des Kriegs und des Wiederaufbaus führten erst in den Nachkriegsjahren – den Prämissen der Charta folgend – zu einer Umstrukturierung und insbesondere zu einer funktionalen Entflechtung nicht nur der Städte, sondern auch der Landschaften und des Territoriums.

Auch wenn viele Bau- und Architekturschaffende von dem Bauboom wirtschaftlich profitierten, so lösten die baulichen und räumlichen Veränderungen bei zahlreichen Fachleuten und ebenso bei der Bevölkerung Unbehagen aus. Dieses lässt sich an verschiedenen Aspekten festmachen, die als Gegenreaktion auf die Entwicklungen verstanden werden können. Architekt:innen, die sich nicht den Gepflogenheiten des Bauens in der Industriemoderne unterwerfen wollten, zogen es vor, utopische oder visionäre Architekturen zu entwerfen. Als Beispiel sind Architekt:innenkollektive wie Archizoom, Archigram, Superstudio, Missing Link, Zünd-Up und viele mehr zu nennen. Auch auf staatlicher Ebene wurde reagiert: 1966 wurde in der Schweiz das *Bundesgesetz über den Natur- und Heimatschutz* erlassen, das auf Bundesebene die rechtliche Grundlage für die Schweizer Denkmalpflege und den Natur- und Landschaftsschutz bildet. Auf Basis des *Bundesbeschlusses über dringliche Massnahmen auf dem Gebiete der Raumplanung* von 1972, der die Kantone verpflichtete, Schutzgebiete für wertvolle Siedlungen und Landschaften zu definieren, begannen ab 1973 ausserdem die Arbeiten am *Bundesinventar der schützenswerten Ortsbilder der Schweiz von nationaler Bedeutung* (ISOS). Ziel dieses nationalen Ortsbildinventars war nicht die Erfassung historisch bedeutender Einzelbauten, sondern die qualitative Bewertung von Siedlungen in ihrer Gesamtheit, unter Berücksichtigung der Stadtansichten sowie wichtiger räumlicher Strukturen wie Strassen, Plätze, Gärten und Grünflächen.⁵⁸⁸ Damit verfolgte das Inventar einen holistischen, kontextuellen Ansatz im Hinblick auf die gebaute Umwelt im Sinne der «integrierten Denkmalpflege», wie sie auch anlässlich des viel beachteten Europäischen Denkmalschutzjahres 1975 unter dem Leitspruch «Eine Zukunft für unsere Vergangenheit» propagiert wurde. Das Konzept der «integrierten Denkmalpflege» stand dabei für eine ganzheitliche Betrachtungsweise der menschengemachten Landschaften und ihrer bauhistorischen Zeugnisse sowie für den Einbezug der denkmalpfle-

gerischen Praxis in alle Planungsvorhaben.⁵⁸⁹ Darüber hinaus erfuhren Anfang der 1970er-Jahre die Umweltschutz- beziehungsweise Naturschutz- sowie die Anti-AKW-Bewegung infolge der Öffnung und Politisierung der Gesellschaft im Nachgang der 68er-Bewegung immer mehr Aufwind. Zeitgleich erstarkten in diesem Kontext auch zivilgesellschaftliche Proteste, die sich gegen konkrete, meist grossmassstäbliche Bauvorhaben oder die dazugehörigen Planungsprozesse richteten und die als ein Grund für eine sich langfristig stärker etablierende Partizipation in Planungsprozessen anzusehen sind. Schliesslich brach sich schon während der Boomjahre eine neue architektonische Strömung Bahn. Die Postmoderne entwickelte sich – vorbereitet durch verschiedene frühe internationale Beiträge – ab den 1970er-Jahren für mehrere Jahrzehnte zu einem der globalen Leitstile und wird als Kritik nicht nur an der damals vorherrschenden Ästhetik, sondern ganz allgemein an der Baupraxis und der Baukultur der Boomjahre gelesen.

Und heute?

Sich mit der Geschichte auseinanderzusetzen, schafft nicht nur Wissen über die Vergangenheit, sondern lässt auch einen Erkenntnisgewinn über die Gegenwart zu. Viele der grossen Themen, die die Zeitspanne zwischen 1945 und 1975 prägten, sind auch heute, rund fünfzig Jahre nach den Boomjahren, wieder oder noch immer relevant, sodass sich auf verschiedenen Ebenen Parallelen erkennen lassen, aus denen im besten Fall Lehren für die Baukulturen von heute und unseren gegenwärtigen Umgang mit der gebauten Umwelt gezogen werden können.

Einen wesentlichen Einfluss auf die Baukulturen und die gebaute Umwelt der Nachkriegsjahre hatte das nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs einsetzende exponentielle Bevölkerungswachstum, das angesichts der Entwicklung der Geburtenrate und der Zuwanderung dringend benötigter Arbeitskräfte zustande kam.

Die Vision einer Zehn-Millionen-Schweiz

wurde diskutiert, verbreitete sich rasch und floss auf kantonaler wie kommunaler Ebene in planerische Leitbilder und Gesamtkonzepte ein, die sich mit der zukünftigen Siedlungsentwicklung und dem Ausbau von technischen und sozialen Infrastrukturen beschäftigten.⁵⁹⁰ Die Vorstellung dieser Menge an Menschen in der Schweiz hatte schon in den Boomjahren direkte Auswirkungen auf die Planungen und auf die gebaute Umwelt. Gleichzeitig schürte das rasante Bevölkerungswachstum auch Ängste und politische sowie gesellschaftliche Ressentiments. Über drei Überfremdungsinitiativen hatten die Schweizer Wahlberechtigten in den 1970er-Jahren abzustimmen. Nach der 1970 abgelehnten, berüchtigt gewordenen «Schwarzenbach-Initiative» argumentierte die vier Jahre später behandelte, ebenfalls abgelehnte Initiative «gegen die Überfremdung und Überbevölkerung der Schweiz» alsdann auch mit der drohenden Überbevölkerung, vor deren «tödlicher Gefahr» gewarnt wurde, da sie zu Lebensmittelverknappungen, steigenden Umweltschutzkosten und der Zerstörung «wertvollsten Kulturlandes durch Überbauungen» führen würde.⁵⁹¹ Die Wachstumsprognosen erfüllten sich allerdings nicht, bereits ab den 1970er-Jahren flachte das Bevölkerungswachstum merklich ab. Nachwehen dieser unerwarteten Entwicklung waren unter anderem überdimensionierte Bauprojekte, die sich als zu wenig genutzt herausstellten, und eine Reihe ungebauter Visionen von Neustadtplanungen und Siedlungserweiterungen.

Seit Anfang der 2020er-Jahre wächst nun die Bevölkerung wieder so stark an wie seit den Boomjahren nicht mehr. Im Jahr 2024 umfasste die ständige Wohnbevölkerung in der Schweiz rund neun Millionen Personen, die Zehn-Millionen-Schweiz wird inzwischen für das Jahr 2040 prognostiziert – und wie schon vor über fünfzig Jahren kontrovers diskutiert und politisch instrumentalisiert.⁵⁹² So lancierte die Schweizerische Volkspartei (SVP) 2024 die Volksinitiative «Keine 10-Millionen-Schweiz! (Nachhaltigkeitsinitiative)», die davor warnte, dass die «regelrechte

Bevölkerungsexplosion» die hiesigen Infrastrukturen zu überfordern und die Natur zu zerstören drohe, und die daher eine Begrenzung der Einwanderung forderte.⁵⁹³ Im Fokus der derzeitigen Diskussionen um die Bevölkerungsdichte in der Schweiz stehen dabei Schlagworte wie «Dichtestress» und «Raumplanungsdilemma».⁵⁹⁴ An den vorliegenden Statistiken zu den Baujahren der heute bestehenden Wohnüberbauungen lässt sich dabei zwar ablesen, dass die Anzahl der im frühen 21. Jahrhundert errichteten Wohnüberbauungen niedriger ist als die aus den Boomjahren,⁵⁹⁵ trotzdem verursachen auch diese Veränderungen der gebauten Umwelt wieder ein Unbehagen in vielen Teilen der Bevölkerung.

Die Analogie zwischen den Boomjahren und den 2020er-Jahren lässt sich ebenso an anderen gesellschaftlichen und raumplanerischen Herausforderungen nachvollziehen: Der sprunghaft ansteigende Energieverbrauch und der damit verbundene Ausbau der Infrastrukturen haben die gebaute Umwelt in der Schweiz ab den 1950er-Jahren umfassend verändert. Heute steht mit der dringend notwendigen Transformation hin zu erneuerbaren Energieträgern ein weiterer Ausbau von Infrastrukturen an. Auch diese neuen Technologien werden mit Windrad- oder Solarparks grosse Flächen in Anspruch nehmen und sollten aufgrund ihrer Auswirkungen auf die Landschaft nicht nur unter energiewirtschaftlichen, sondern auch unter baukulturellen Gesichtspunkten geplant werden.

Des Weiteren stellen Themen wie der Umweltschutz, das zunehmende Verkehrsaufkommen und die damit zusammenhängende Zersiedelung, die schon in den 1970er-Jahren in den oben genannten Publikationen intensiv diskutiert wurden, auch im 21. Jahrhundert die grossen Herausforderungen der Raumplanung dar. Dabei soll der Zersiedelung heutzutage vor allem mit der sogenannten «Siedlungsentwicklung nach innen» begegnet werden.⁵⁹⁶ Allerdings schafft diese vielerorts – trotz grundsätzlich guter Absichten – eine neue, massive Abriss-Neubau-Welle in der Schweiz, namentlich bei den Bauten der

Boomjahre. Bei ihnen besteht zwar in vielen Fällen nach rund fünfzig Jahren in Betrieb Sanierungsbedarf, ein Abriss erfolgt jedoch lange vor Lebensende der Bauten.

Auch in der Debatte über Baukultur angesichts des Baubooms und der drohenden oder bereits Realität gewordenen Veränderungen der gebauten Umwelt lassen sich erstaunliche Parallelen zwischen heute und damals ziehen. Im Sommer 2024 erschien in der *NZZ* ein Artikel von Sacha Batthyany und Peer Teuwsen mit dem Titel «Die Schweiz ist hässlich: Unterwegs in einem Land voller architektonischer Verbrechen»⁵⁹⁷. Darin monieren die Autoren die «unzähligen Bausünden», die «Abfolge visueller Ohrfeigen» und den «Brei aus ideen- und seelenlosen Überbauungen», die uns in der gebauten Umwelt begegnen. «Wie ein Krebs frisst sich im Zuge der Verdichtung und der Profitmaximierung eine beeindruckende Eintönigkeit in die Hügel und Wiesen; erst waren davon nur die Orte neben der Autobahn befallen, aber jetzt metastasiert die Unart, Häuser mit guter Substanz abzureissen und durch Belangloses zu ersetzen, das aber die maximale Ausnutzungsziffer beansprucht, auch in bis anhin verschonten Gegenden.»⁵⁹⁸ Dass die Autoren mit ihrer Wahrnehmung und Bewertung – ihrem regelrechten Unbehagen angesichts der aktuellen baulichen Entwicklungen – nicht allein dastehen, zeigt die Tatsache, dass in den letzten Jahren vor allem im deutschsprachigen Raum zahlreiche private und politisch getragene Initiativen und Strategien entstanden, die sich für eine «gute» oder «hohe Baukultur» und mehr Qualität im gebauten Raum einsetzen.⁵⁹⁹

Interessant an dem Artikel der *NZZ* ist vor allem auch der sprachliche Duktus, mit dem die Bauwerke und die Veränderungen in der gebauten Umwelt als krankhaft beschrieben und Vergleiche zu einem krebsbefallenen menschlichen Körper gezogen werden. Ein solcher Sprachgebrauch findet sich beinahe eins zu eins bereits 1973 bei Rolf Keller, wenn er von «krebsartigen Überwucherungen» schreibt und davon, dass sich «die städtische Agglomeration [...] wie ein

Geschwür auf dem kranken Vorstadtkörper ausbreitet]».⁶⁰⁰ Allerdings war auch Rolf Keller nicht der Erste, der diese Bilder und Analogien in seiner Beschreibung der gebauten Umwelt heranzog. So publizierte die Initiantin des *Schweizer Heimatschutzes* (damals *Ligue pour la Beauté*) Marguerite Burnat-Provins 1905 in der Tageszeitung *Gazette de Lausanne* unter dem Titel «Les Cancers» einen Aufruf zum Schutz der Schweizer Landschaften, in dem sie insbesondere damals neu gebaute Hotels und Infrastrukturen mit Krebsgeschwüren vergleicht.⁶⁰¹ Zwischen 1880 und 1910 erlebte die Schweiz prozentual ein ähnlich hohes Bevölkerungswachstum wie in den Boomjahren nach dem Zweiten Weltkrieg und so sahen sich die Menschen im Land auch um die vorletzte Jahrhundertwende angesichts des durch die Industrialisierung ausgelösten Wachstums der Städte und der ersten Welle des Verkehrs- und Energieinfrastrukturausbaus mit grossen Veränderungen der gebauten Umwelt konfrontiert. Dieses stete Auftreten von Unbehagen im Zusammenhang mit umfassenden baulichen Veränderungen hängt mit den im Menschen angelegten Gefühlen des Verlustes, der Veränderung und der Nostalgie zusammen.

Diesen Berichterstattungen, zwischen denen mehr als ein Jahrhundert liegt, ist nicht nur der Vergleich des Gebauten mit einer tödlichen Krankheit gemein, sondern auch die Kritik am Bauen der jeweiligen Zeit und die Abwertung der neu erstellten Bauwerke, die als hässlich bezeichnet und als Bedrohung für ein idealisiertes, vermarktbare Schweizbild empfunden werden.

Heute werden aus ökonomischen Gründen und zugunsten der Verdichtung insbesondere Nachkriegsbauten und -ensembles abgebrochen, um neue, grössere und dichtere Überbauungen umzusetzen.⁶⁰² Die ästhetische Abwertung der Nachkriegsbauten, das Unbehagen, das bis in die Gegenwart von vielen Schweizer:innen assoziiert wird, spielt bei dem meist unkommentierten Verschwinden dieser Zeitzeugen eine wesentliche Rolle. Auch hier lässt sich eine Parallele

zur Zeit der Boomjahre ziehen, als vielerorts die damals als hässlich und überdekoriert empfundenen historistischen Bestandsbauten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts grossflächig zugunsten eines autogerechten Städtebaus oder moderner Gebäude abgerissen wurden. Ein Verlust, der im 21. Jahrhundert gesamtgesellschaftlich und in Fachkreisen bedauert wird. In den 2020er-Jahren müssen insbesondere die Bauten der Nachkriegszeit heute aktuellen Wohn- und Städtebaukonzepten sowie neuen technisch-funktionalen Anforderungen weichen und es ist davon auszugehen, dass zukünftige Generationen den Verlust dieser gebauten Zeitzeugen ebenfalls bedauern werden. Aber nicht nur aus einer kulturhistorischen Perspektive, sondern auch aus Nachhaltigkeitsgründen gilt es den Abriss der Zeugen der Baukulturen der Boomjahre zu stoppen. Denn 82,5 Prozent des in der Schweiz produzierten Abfalls stammen aus der Baubranche,⁶⁰³ und insbesondere moderne Materialien wie Beton, für deren Produktion viel Energie verbraucht wird, weisen – sofern sie gut instand gehalten werden – einen bedeutend längeren Lebenszyklus auf. Die Pflege, der Umbau und die Weiternutzung der Bauten der Nachkriegsjahre tragen deswegen zu einer Minderung der Abfallmengen und zu einer nachhaltigen Bauwirtschaft bei. Eine wichtige Grundlage hierfür sind das Wissen um die Baukulturen der Zeit, die Wertschätzung ihrer gebauten Werke und die Auflösung des Unbehagens, das die Bauwerke der Boomjahre spätestens seit den 1970er-Jahren und bis heute begleitet.

[575] BSA Bund Schweizer Architekten o. J.

[576] Bisher gibt es nur umfassende Monografien zu «herausragenden» Frauen, wie beispielsweise Lux Guyer: Claus/Huber 2023. Forschung zu weniger bekannten Frauen, wie bspw. der SAFFA-Architektin Claire Rufer, bzw. zu anderen Formen der weiblichen Beteiligung an Baukultur stehen noch aus, vgl. Berner Heimatschutz, Region Bern Mittelland 2024. Siehe auch: Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte 2024.

[577] Mayntz 1993, S. 102.

[578] Mayntz 1993, S. 104–106.

[579] Keller 1973.

[580] Müller 1973.

[581] Müller 1976.

[582] Krippendorf 1986.

[583] Schwabe 1975.

[584] Jacobs 1961.

[585] Siedler/Niggemeyer/Angress 1964.

[586] Mitscherlich 1969.

[587] Ragon 1971.

[588] Bundesamt für Kultur 2020b.

[589] Kirschbaum o. J.

[590] Vgl. Burckhardt/Frisch/Kutter 1955; Zehnder 2021.

[591] Haas 2000.

[592] «Erstmals hat die Schweiz offiziell neun Millionen Einwohner» 2024.

[593] «Eidgenössische Volksinitiative Keine 10-Millionen-Schweiz! (Nachhaltigkeitsinitiative)» 2025.

[594] Vgl. Messmer/Zucker/Zulliger 2024.

[595] Der Anteil des heutigen Wohnungsbaubestandes, der in den Jahren 1946 bis 1980 erbaut wurde, beträgt 550 590 Gebäude, von 2001 bis 2023 sind es 331 461 Gebäude. Vgl. Bundesamt für Statistik 2023.

[596] Bundesamt für Raumentwicklung (ARE) 2017.

[597] Batthyany/Teuwsen 2024.

[598] Batthyany/Teuwsen 2024.

[599] Vgl. beispielsweise Braum 2011; Bundesamt für Kultur 2018; 2020a; 2021; Bundeskanzleramt Österreich 2011.

[600] Keller 1973, S. 27.

[601] Burnat-Provins 1905.

[602] Vgl. CORRECTIV CrowdNewsroom GmbH o. J.

[603] Schweizer Bundesrat 2022.

Impressum

Autorinnen und Autoren
Christina Haas, Torsten Korte,
Anne-Catherine Schröter,
Harald R. Stühlinger

Übersetzungen
Deutsch → Französisch
Y'plus, Graz
Louis Quentin Auberger
Anne Ravaux
Maria Nievoll

Deutsch → Italienisch
Y'plus, Graz
Cristiana Gherpelli

Lektorat / Korrektorat Deutsch
Judith Kreiner, Wien

Lektorat / Korrektorat Französisch
Für Y'plus, Graz
Louis Quentin Auberger
Anne Ravaux
Maria Nievoll

Lektorat / Korrektorat Italienisch
Für Y'plus, Graz
Cristiana Gherpelli

Gestaltung, Satz
Gerschwiler & Berrel, Basel,
Sina Gerschwiler

Grafiken
Gerschwiler & Berrel, Basel,
Sina Gerschwiler

Lithografie
Kostal & Schindler OG, Wien

Druck / Bindung
Gerin Druck, Wolkersdorf

Papier
Magno Volume 90g

Schrift
Suisse Int'l, TWK Burns

Copyright

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung unzulässig. Das gilt insbesondere für kommerzielle Vervielfältigung, Mikroverfilmung und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme sowie das Trainieren von KI-Modellen.

© 2026

Triest Verlag für Architektur, Design und
Typografie, Zürich, triest-verlag.ch
sowie den Autorinnen und Autoren.

ISBN 978-3-03863-102-6

Dieses Buch ist auch in einer französischen und italienischen Sprachausgabe erhältlich.
Französische Ausgabe ISBN 978-3-03863-103-3
Italienische Ausgabe ISBN 978-3-03863-104-0

Der Triest Verlag wird im Rahmen der Verlagsförderung vom Bundesamt für Kultur mit einem Förderbeitrag für die Jahre 2026–2028 unterstützt.

Veröffentlicht mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung.

Set, DOI: 10.61037/TVA00030

Perspektiven auf den gebauten Raum,
DOI: 10.61037/TVA00031

Territorium, DOI: 10.61037/TVA00032

Region, DOI: 10.61037/TVA00033

Stadt, DOI: 10.61037/TVA00034

(Un)Behagen, DOI: 10.61037/TVA00035

Dieses Werk ist lizenziert unter: Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 International License.



Dank

Ein persönlicher Dank

Während meiner Anstellung als Professor für Architektur-, Bau- und Städtebaugeschichte am Institut Architektur der Hochschule für Architektur, Bau und Geomatik (HABG) der Fachhochschule Nordwestschweiz (FHNW) in Muttenz konkretisierte sich zu Jahresbeginn 2019 die Idee zu einem Forschungsprojekt über «Baukulturen in der Schweiz». Der entsprechende Antrag wurde im Frühjahr desselben Jahres beim Schweizerischen Nationalfonds (SNF) eingereicht und im Spätherbst positiv beschieden. Dem SNF sei daher an erster Stelle für die Finanzierung des Forschungsprojekts wie auch für die finanzielle Unterstützung der vorliegenden Publikation herzlich gedankt. Es war eine grosse Freude mit den Mitarbeitenden des SNF, die stets professionell agiert, unentwegt geholfen und hilfreich unterstützt haben, zusammenarbeiten zu dürfen – dafür ein ganz grosses Dankeschön.

Mein grosser Dank für die Erstellung der notwendigen Rahmenbedingungen am Institut Architektur der HABG gilt der damaligen Institutsleiterin Annette Helle und im Besonderen Oswald Hari, ohne dessen umsichtige Organisation und andauernde wohlwollende Hilfsbereitschaft es wohl nie zu diesem Antrag gekommen wäre. Erst mittels der personellen Unterstützung der Forschungsabteilung am Institut Architektur durch eine Assistenz konnte der Forschungsantrag überhaupt entstehen. Ich bedanke mich hiermit herzlich bei Jacqueline Maurer für ihre kongeniale Mitarbeit und inspirierende Art in der Entstehungsphase des Antrages. Eine besondere Unterstützung erfuhr ich durch Dr. Andrea Knofler, ihres Zeichens Leiterin des Forschungssupports der FHNW. Ich bedanke mich ganz besonders für die vielen klugen Hinweise und Ratschläge, die zum Erfolg des Antrages wesentlich beigetragen haben. Mein Dank gilt ausserdem Christoph Bachmann, Controller der HABG, und Kristin Grimbichler für die massgebliche Unterstützung bei der Erstellung der finanziellen Abschlüsse.

Für die Durchführung des dreijährigen Forschungsprojekts bedurfte es eines Teams von wissenschaftlichen Mitarbeitenden, die von Jacqueline Maurer und mir in einem Bewerbungsprozess im Schatten der Corona-Krise 2020 online ausgewählt wurden. Christina Haas, Anne-Catherine Schröter und Dr. Torsten Korte haben im Laufe der Projektdauer wahrlich Höchstleistungen erbracht und mit grossem Engagement, Klugheit und Verstand sowie im Besitz umfassender fachlicher Kenntnisse die gestellten Forschungsfragen mit Bravour beantwortet und darüber hinaus weitreichende Erkenntnisse geliefert, die zu Beginn des Forschungsprojektes noch nicht abzusehen waren. Matteo di Milia hat als studentischer Mitarbeiter so manch aufwendige Arbeit immer freundlich entgegengenommen, makellos erledigt und die Forschenden bestmöglich unterstützt. Mein grösster Dank gilt daher meinem Team, das man sich nicht hätte besser wünschen können.

Harald R. Stühlinger

Dank des Forschungsteams

Im Laufe des Forschungsprojektes wurden nicht nur Fallbeispiele in verschiedenen Landesteilen der Schweiz besucht, analysiert und ausgewertet, ebenso suchte das Forschungsteam kontinuierlich den Austausch mit Wissenschaftler:innen, Fachleuten, Planenden und weiteren Expert:innen, um die Forschungsergebnisse kritisch zu reflektieren und weiterzuentwickeln. Unser besonderer Dank gilt zunächst den beiden Mitgliedern des Sounding Boards, Sonja Hildebrand und Bruno Marchand. Mit ihren Anregungen, Hinweisen und Kommentaren haben sie wesentlich zum Verständnis der unterschiedlichen Baukulturen in der Schweiz beigetragen. Darüber hinaus wurden zu drei Meilensteinen des Projekts Workshops durchgeführt, um die erarbeiteten Ergebnisse gemeinsam mit Lehrenden,

Forschenden und Praktizierenden zu diskutieren und kritisch zu hinterfragen. Ein erster Workshop fand im Februar 2022 an der FHNW Muttenz zum Thema «Baukulturen» statt, an dem Katrin Albrecht, Aita Flury, Isabel Haupt, Ingrid Holzschuh, Christoph Wieser, Valentin Lang und Paola Maranta teilnahmen. Im März 2022 fand an der EPFL in Lausanne ein Workshop zum Thema «Vorfabrikation» statt, bei dem Raphael Sollberger, Sarah Schlachetzki, Silke Langenberg und Diego Maddalena mit dem Forschungsteam die Entwicklung vorgefertigter Bauteile in der Schweiz diskutierten. Schliesslich wurden an der FHNW in Muttenz im Dezember 2023 die ersten Forschungsergebnisse Axel Simon, Anne Brandl, Susanne Vécsey und Valentin Lang präsentiert und umfassend diskutiert. Ihnen allen sei herzlichst für Ihr Engagement und die zahlreichen Gespräche und Gedanken gedankt.

Eine erste umfassende Präsentation der Forschungsergebnisse erfolgte im Rahmen des Symposiums «Baukulturen der Boomjahre», das im Juni 2023 an der FHNW in Muttenz stattfand. Unser Dank gilt den Vortragenden Melchior Fischli, Cyril Kennel, Gerold Kunz, Lorenzo Roberto Pini, Regula Steinmann, Vanessa Vogler, Lukas Zurluh, Nicola Navone und Silke Langenberg sowie allen Teilnehmenden aus Forschung und Praxis der Baukultur, deren Beiträge und Diskussionen wichtige Impulse für das Projekt lieferten.

Ein wesentlicher Teil der Forschungsarbeit beruhte auf der Konsultation umfangreicher Aktenbestände und Planmaterialien in zahlreichen Archiven. Wir danken den Mitarbeitenden dieser Institutionen herzlich für die Bereitstellung der Quellen, den Zugang zu den Beständen sowie für ihre engagierte Unterstützung und fachkundige Beratung. Unser besonderer Dank gilt den Archives de la construction moderne (ACM), insbesondere Salvatore Aprea und Barbara Galimberti, den Archives de la Ville de Lausanne mit Arnaud van Schilt, dem Schweizerischen Wirtschaftsarchiv, besonders Martin Lüpold und Irene Amstutz, dem Novartis Firmenarchiv, insbesondere Florence Wicker und Walter Dettwiler, der Fondazione Archivi Architetti Ticinesi, vor allem Raffaella Macaluso und Angela Rivero Ortell, dem Firmenarchiv der Lombardi SA und dem Mitarbeiter Francesco Amberg, den Archives de la Ville d'Aigle, SBB Historic, dem PTT-Archiv sowie dem Archivio di Stato del Cantone Ticino.

Während des Forschungsprojekts hatten wir zudem Gelegenheit, mit zahlreichen Spezialist:innen und Zeitzeug:innen ins Gespräch zu kommen. Wir danken insbesondere Léopold Veuve, René Vittone, Jacques Barbier und Jean-Pierre Dresco für ihre Einblicke in den Arbeitsalltag von AAA sowie Hans Facchin, Ursula Mohr-Suter und Regine Landmann für ihre Berichte und die Gespräche zu Suter + Suter, die nur dank der Unterstützung von Philipp Mohr und Mathis Füssler zustande gekommen sind. Juri Jaquemet und Tim Hellstein danken wir herzlich für ihre Auskünfte zur Geschichte der PTT. Nicht zuletzt gilt ein grosser Dank all denjenigen, die uns den Zugang zu den untersuchten Gebäuden und Arealen ermöglicht haben.

Für die Bereitschaft, die wissenschaftlichen Erkenntnisse in eine breite Öffentlichkeit zu tragen, bedanken wir uns recht herzlich bei Andrea Wiegmann vom Triest Verlag. Durch ihren unermüdlichen Einsatz in der Suche nach Sponsorengeldern und ihrer präzisen verlegerischen Arbeit ist es gelungen, dieses Herkuleswerk zu realisieren. Sina Gerschwiler danken wir herzlich für ihre kreative und ausdauernde Arbeit an der überaus gelungenen grafischen Gestaltung des vorliegenden Bandes. Unser besonderer Dank gilt zudem allen Sponsor:innen, deren grosszügige Unterstützung die Veröffentlichung dieser Publikation erst ermöglicht hat.

Christina Haas
Anne-Catherine Schröter
Torsten Korte
Harald R. Stühlinger

Diese Publikation wurde ermöglicht durch
Beiträge von:

